

BEN COES
**POWER
DOWN**
ZIELSCHEIBE USA

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

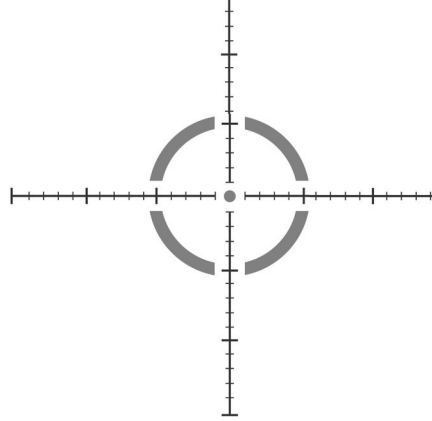
FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Power Down*
erschien 2010 im Verlag St. Martin's Press.
Copyright © 2010 by Ben Coes

1. Auflage Oktober 2013
Copyright © dieser Ausgabe 2013 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: shutterstock.com
Lektorat: Alexander Rösch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-236-8
eBook 978-3-86552-237-5

1



CAPITANA-TERRITORIUM
PAZIFISCHER OZEAN
460 KILOMETER VOR DER KOLUMBIANISCHEN KÜSTE

160 Kilometer nördlich des Äquators, per Schiff eine Tagesreise von der nächstgelegenen Küste entfernt, trafen vor einer Kulisse aus düsterem Wasser und sternenübersätem Himmel heftige Meeresströmungen aufeinander. An dieser Stelle schwelten aus der Öffnung eines Aluminiumrohrs wütend zwei Flammenspiralen gut 450 Meter hoch in die Luft.

Es war Mitternacht. Kilometerweit konnte man die Flammen der Gasfontäne in allen Richtungen erkennen. In den trostlosen Wassermassen boten die orangefarbenen und schwarzen Rauchwolken ein atemberaubendes Schauspiel. Obwohl das Feuer und die wogenden Schwaden wie das reinste Chaos wirkten, handelte es sich doch um eine kontrollierte Verbrennung. Auf der größten Offshore-Ölplattform der westlichen Hemisphäre wurde die wie Helium über dem wesentlich dichteren, wertvolleren Erdöl treibende Schicht aus Naturgasen abgefackelt. Zu diesem Zweck hatte man die acht Milliarden Dollar teure Bohrinself errichtet.

Dies war das Capitana-Territorium, der größte je da gewesene Ölfund außerhalb der arabischen Halbinsel, ein 68 Milliarden Barrel umfassendes Vorkommen – ein »Superriese«, wie Ölleute es nennen. Es befand sich unter einem

Abschnitt des Meeresbodens vor der Westküste Südamerikas. Vor noch nicht einmal zehn Jahren hatte eine mittelständische texanische Ölgesellschaft den Fund gemacht – Anson Energy, mittlerweile ein Gigant, selbst nach Maßstäben der amerikanischen Energiewirtschaft.

Vom daruntergelegenen Deck aus beobachtete ein hochgewachsener, bärtiger Mann mit eingesticktem ANDREAS-Namenszug auf dem Jeanshemd die Fackeln. Sein braunes Haar war lang, zerzaust und seit Tagen nicht mit Shampoo in Berührung gekommen. Erstaunlich blaue Augen und eine sonnengebräunte Adlernase bahnten sich den Weg an einem von Bartwuchs überdeckten Schnauzer vorbei. Ein gut aussehender Mann, der auf Äußerlichkeiten oder das, was seine Mannschaft über ihn dachte, keinen Wert legte. Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette und schnippte sie in den finsteren Ozean unterhalb der Plattform.

Hätte es sich um eine Papiermühle in den Wäldern Maines gehandelt, hätte man Dewey Andreas wohl als Werksleiter, in einer Stahlhütte in Pennsylvania als Vorarbeiter bezeichnet. Doch sie befanden sich auf einer Bohrinself mitten im Meer und die 420 Roughnecks, die hier rund um die Uhr lebten und arbeiteten, Gesichter und Kleidung von Schmiere, Salz, Schweiß und Öl bedeckt, nannten Dewey bloß »Kolonnenführer«. Oder einfach »Chief«.

Kaum einer der Arbeiter mochte Dewey Andreas, aber sie respektierten ihn alle. Auf der Bohrinself galt sein Wort als Gesetz. In Nordeuropa hatte Dewey gelernt, worauf es beim Ölbohren ankam – auf den wackeligen, dem Tod trotzenen Bohrtürmen direkt vor dem bitterkalten Nordseeschelf. Er führte Capitana wie ein Colonel der US-Marines ein Bataillon in Kriegszeiten. Mit kompromissloser Disziplin, Entscheidungen im Sekundentakt und absoluter Autonomie. Deweys Augen verrieten seinen Männern, dass er nicht beabsichtigte, sich von irgendjemandem etwas gefallen zu lassen. Das unterstrichen auch seine kräftigen, muskelbepackten Arme,

ein Ergebnis jahrelanger harter Arbeit auf Ölplattformen. Obendrein war er stets bereit, seine Fäuste einzusetzen, um der ständigen Herausforderung, der sich jeder Vorarbeiter auf jeder Bohrinselfeld der Welt tagtäglich gegenüberstellt, zu stellen: die Herde im Zaum zu halten.

Dewey ließ weder Schwäche noch Unzulänglichkeiten, Faulheit oder Ungehorsam durchgehen. Wer ihm dumm kam, musste damit rechnen, dafür mit seinem Job – oder Schlimmerem – zu bezahlen. Unter den Männern kursierten Gerüchte, wie brutal und gewalttätig Dewey sein konnte. Aber dafür lag die Bezahlung für den Haufen ungebildeter Rohlinge, die das Capitana-Feld am Laufen hielten, weit über dem Schnitt.

Die Plattform, auf der Dewey stand, war der zentrale Überbau für das gesamte Gebiet. Die Anlage selbst glich einer riesigen Industriestadt aus Rohrleitungen, Metall, Leitern und Kaminen zum kontrollierten Abfackeln, die sich wie ein Zentaur auf starken Stahlpfählen aus den dunklen Wassern des Pazifischen Ozeans erhob.

In der Ferne konnte man eine Reihe von 30 kleineren, unbemannten, mit Stahlrossen verankerten Produktionsplattformen ausmachen. Diese sogenannten Mini-TLPs speisten die zentrale Anlage und trugen dazu bei, dass das Öl stetig floss, um zu Raffinerien in ganz Nordamerika transportiert zu werden. Capitana galt als zentrale Verbindungsstelle in einem unüberschaubaren Netzwerk aus Rohrleitungen, das auf einer Fläche von rund 360 Quadratkilometern knapp 200 Meter unter der Wasseroberfläche am Meeresboden verlief. Mehr als 2000 Anschlussrohre verteilten sich auf dem düsteren kalten Grund des Ozeans. Durch die Leitungen sprudelte ein hoch verdichtetes, äußerst wertvolles Gemisch aus Rohöl und Erdgas und strömte in das zentrale Pumpwerk unterhalb von Capitana, wo es getrennt und anschließend zurück an die Oberfläche gedrückt wurde.

Das Gewirr aus Röhren, Hochfackeln und Stahldecks sah

aus wie ein gigantischer Kranbaukasten. Unentwegt schossen die Flammen in den Himmel. Und doch gewann Dewey dem dichten orangefarbenen Inferno etwas Friedvolles ab. Die Flammen bestätigten ihm, dass seine Bohrinself auf Hochtouren lief.

Er ging zum Marine-Deck und starrte ein letztes Mal zu den Fackeln hinauf, ehe er sein Büro betrat. Er fühlte sich zwar müde, wollte aber trotzdem noch einmal einen Blick auf die Tabellen mit den Durchsatzraten werfen, bevor diese an die Firmenzentrale nach Dallas gefaxt wurden. Die monatlichen Berichte hielten fest, wie viel Öl aus dem Reservoir herausgeholt wurde.

Die Novemberzahlen dokumentierten, weshalb das Capitana-Territorium für Anson Energy von so entscheidender Bedeutung war. Der letzte 30-Tage-Zyklus summierte sich auf eine Menge von 54,6 Millionen Barrel Öl. Das entsprach einem jährlichen Volumen von ungefähr 650 Millionen Barrel. Bei anderen Ölgesellschaften beliefen sich die Aufwendungen für die Förderung auf durchschnittlich 19 Dollar pro Barrel. Deweys Männer schafften es für elf – eine Ersparnis von acht Dollar pro Barrel. In Verbindung mit einem durchschnittlichen Marktpreis von 55 Dollar bedeutete das für das Capitana-Feld allein in diesem Jahr einen Nettogewinn von rund 28,6 Milliarden Dollar, was Dewey einen enormen Spielraum bei der Leitung seiner Bohrinself verschaffte.

Mitternacht war vorbei. Dewey sah zu, wie die Sendebestätigung aus dem Faxgerät kam – der Beleg dafür, dass sein Bericht die Zentrale von Anson in Dallas erreicht hatte, wo er auf dem Schreibtisch eines Mannes namens McCormick landete, den er nicht einmal persönlich kannte.

Er griff hinter sich und zog ein Buch aus dem Regal, eine dicke, gebundene Ausgabe von *Moby Dick*, die ihn zu allen Einsätzen begleitete. Er hatte das Buch nie gelesen, nahm es aber trotzdem immer mit, weil sich dahinter eine Flasche Jack Daniel's verstecken ließ. Er schraubte den Deckel ab

und nahm einen anständigen Schluck. Noch ein, zwei Minuten, dachte er, dann würde er nach nebenan in seine Kajüte gehen, um zu schlafen.

Auf dem Regalbrett darunter stand eine gerahmte Schwarz-Weiß-Fotografie. Er hatte sie schon lange nicht mehr angesehen. Nun warf er einen kurzen Blick darauf, schaute weg und nahm einen weiteren großen Schluck aus der Flasche. Langsam, wider besseres Wissen, nahm er das Foto in die Hand und stellte den Whiskey zur Seite.

Er hielt es in der Linken und wischte mit dem rechten Ellenbogen den Staub von der Glasscheibe. Die Aufnahme zeigte einen wesentlich jüngeren Dewey mit einer hübschen blonden Frau und einem kleinen Jungen, hinter ihnen ein verschnörkeltes Schild mit dem Logo von Disneyland. Daneben ein Standbild von Micky Maus. Der Junge hockte auf Deweys Schoß, ein breites Lächeln im sommersprossigen Gesicht. In den Mundwinkeln klebten Reste von Schokoladeneis.

Dewey trug eine Uniform, das weiß umrandete Rangerabzeichen auf seiner Schulter war deutlich zu sehen. Kurz danach hatten sie ihn darum gebeten, sich für die Delta Force zu bewerben. Sein Haar war kurz geschnitten, den Arm hatte er um seine Frau geschlungen. Im Vergleich zu ihm wirkte sie winzig. Beschützt, wunderschön, glücklich.

Dewey dachte nicht gern über seine Vergangenheit nach. Meist musste er das auch nicht tun. Er erledigte einfach seinen Job, und wenn die Erinnerung an das frühere Leben durchbrach, nahm er sich selbst und seine Männer nur umso härter ran. Mehr als zehn Jahre war es jetzt her, und seitdem hatte er sich körperlich so sehr verausgabt, wie er konnte, um vor seinen inneren Gespenstern davonzulaufen. Der Anblick seiner alten Uniform versetzte ihm stets einen Stich, eine Mischung aus unermesslichem Stolz und tiefstem Hass. Hass darauf, was sie ihm angetan, welche Verbrechen sie ihm fälschlicherweise angelastet hatten. Hass auf die Kleingeister, die

ihn aus der Delta Force vertrieben hatten, aus den Streitkräften, aus dem Land, das er liebte. Er konnte all das inzwischen ausblenden – die Erinnerungen und alles, was mit der Geschichte zusammenhing.

Das Öl hatte ihn gerettet. Das Öl und der brutale, anonyme Darwinismus, der das Leben auf einer Bohrinsel ausmachte.

Mit dem schwierigen rechten Zeigefinger rieb er über das winzige Schwarz-Weiß-Gesicht des Jungen auf dem Foto. Er hielt den Rahmen dicht ans Gesicht, wenige Zentimeter vor seine Nase. Damals war Robbie so jung gewesen. So vollkommen. Er liebte Robbie mehr als alles andere in seinem Leben. Er erinnerte sich daran, wie er seinen Sohn immer gehalten hatte, das Köpfchen auf dem Arm und die Beine in der Hand. Dewey schloss die Augen. Fast glaubte er, Robbies Gegenwart zu spüren.

Mit der anderen Hand nahm er die Flasche, trank noch einen Schluck und setzte sie ab. Er ging auf die andere Seite des kleinen Büros, stellte die Flasche auf den Schreibtisch und setzte sich auf den Stahlrohrstuhl. Das grobkörnige Foto hielt er immer noch vor sich und starrte es an. Während er die Familie betrachtete, die er einmal besessen hatte, spielte zum ersten Mal seit langer Zeit der Anflug eines Lächelns um seine Mundwinkel. Erneut schloss er die Augen und versuchte, sich zu erinnern. Es war alles so lange her; es fiel ihm schwerer und schwerer, die Erinnerungen hervorzuholen.

Plötzlich hörte er von draußen Lärm. Schreie. Er stand auf, lief den Korridor zum Deck entlang und öffnete die große Stahltür, die ins Freie führte.

Seine Männer scharten sich an Deck. Inmitten der Menschenmenge gingen zwei Arbeiter aufeinander los. Der Kampf hatte bereits begonnen. Über 20 Bohrleute standen um die beiden herum und es wurden immer mehr. Das Gebrüll schwoll an, als die Arbeiter die Streithähne anstachelten. Bei einem der beiden handelte es sich um Jim Mackie, einen Bohrmeister, der schon seit Jahren auf

Capitana arbeitete. Dewey hatte ihn nach der Zusammenarbeit auf einer Bohrinnsel von British Petroleum in der Nordsee angeheuert. Der andere Mann war ein junger Tankerlotse, ein Ägypter namens Serine.

Mackie und Serine standen sich mit abgewinkelten Schultern gegenüber. Serine blutete aus der Nase und am Kinn. Er hatte das Hemd ausgezogen und seine Muskeln traten wie bei den meisten Arbeitern an Bord deutlich hervor. Auf einmal hielt er ein silbrig glänzendes Messer in der Hand, stieß zu und hinterließ einen tiefen Schnitt an Mackies Oberschenkel. Blut lief an Mackies Bein hinunter auf das rot besprenkelte Deck. Die Menge um die beiden Kämpfenden wuchs immer schneller. Als Dewey das Gedränge erreichte, hatten sich schon mindestens 50 Männer versammelt.

Dewey zwängte sich durch die Zuschauer in die Mitte. In der vorderen Reihe stieß er auf Widerstand, weil die Männer ihre Logenplätze direkt am Rand des Geschehens behaupten wollten.

Die Menge wirkte erregt und angespannt, völlig außer sich, weil es offenbar ums Ganze ging.

Während Dewey sich durchdrängelte, wandte sich ein großer Kerl zu seiner Linken wütend um. Als er sich mit Dewey konfrontiert sah, wich er zur Seite und machte Platz. Der Kerl neben ihm, ein womöglich noch kräftigerer Mann, machte sich gar nicht erst die Mühe, hinzuschauen; er spürte, wie Dewey gegen seinen Arm stieß, und holte aus. Dewey hielt seine schmutzige Faust mit der rechten Hand fest und hämmerte ihm die Linke in einem schnellen, harten Hieb gegen den Brustkasten. Der Mann krümmte sich vor Schmerzen, dennoch gelang es ihm, Dewey einen Schlag in die Magengegend zu versetzen. Dewey zuckte noch nicht einmal zusammen. Seine Linke schoss erneut vor, während seine Rechte nach wie vor die Faust des Arbeiters umschloss. Der Schlag traf punktgenau, brach dem Kerl die Nase und ließ ihn endgültig zu Boden gehen.

Das Gejohle wurde lauter. Serine hatte erneut einen Treffer gelandet und Mackie die Wange aufgeschlitzt.

Aber auch Serine machte einen angeschlagenen Eindruck. Seine Nase war übel zugerichtet, sein linker Arm, der schief herabbaumelte, eindeutig gebrochen. Aus Serines linkem Ohr tropfte Blut – eine Kopfverletzung, die ihn benommen wanken ließ, wenn er sich bewegte.

Dewey hatte schon vor langer Zeit begriffen, dass man Schlägereien am besten ungehindert ihren Lauf ließ. Besser, die Spannungen auf der Plattform wurden gleich ein für alle Mal beigelegt, als dass ein Konflikt schwelte, um später ungleich heftiger auszubrechen. Letzten Endes erhielt die Angst, eine Verletzung abzubekommen, das Gleichgewicht auf einer Bohrinselfreucht, nicht die Einmischung eines Vorgesetzten. Doch dieser Kampf war schon so gut wie vorbei. Die Wunde an Mackies Wange klappte weit auf, überall an seinem Körper lief Blut hinunter. Dewey konnte ein Stück Wangenknochen sehen.

Serine wirkte verzweifelt. Wie ein verwundetes Tier, das unbedingt überleben will, umkreiste er Mackie. Dewey trat vor, auf die beiden Kämpfenden zu, um der Sache ein Ende zu bereiten. Doch in diesem Moment riss Serine den Arm hoch und stieß zu. Ehe Mackie ausweichen konnte, drang ihm das Messer genau am Kehlkopf in den Hals. Der große Mann taumelte zurück, die Brust bereits getränkt von dem roten Schwall, der aus der Wunde in seiner Kehle schoss. Vergeblich versuchte Mackie, die Blutung zu stoppen, und stürzte aufs Deck.

Als Dewey ihn erreichte, zuckten Mackies Beine in heftigen Krämpfen und er verlor bereits das Bewusstsein. Rasch presste Dewey die Handfläche auf die Öffnung am Hals, doch vergeblich. Gurgelnd sprudelte Mackie das Blut aus dem Mund, während er sich abmühte, zu sprechen.

»Ein Tuch, Chief«, sagte einer der Männer hinter Dewey und reichte ihm einen schmutzigen blauen Lappen.

Dewey stopfte ihn in die Wunde und hielt den Druck aufrecht, aber es half nichts.

»Schon gut«, belog er Mackie. »Du kommst wieder in Ordnung.«

Mackies Blick flatterte und fand seinen schließlich. Der Mann versuchte, etwas zu sagen. Dewey beugte sich näher zu ihm, das Ohr nur noch wenige Zentimeter von den Lippen des Sterbenden entfernt.

»Sally.« Mackie musste husten. »Ich liebe sie.«

»Ich weiß.« Vor Deweys geistigem Auge tauchte Mackies Frau daheim in Cork auf. »Ich werde es ihr sagen.«

Mackie schloss für einen Moment die Augen. Mit ihm ging es zu Ende. Dann schlug er sie wieder auf und bewegte die Lippen.

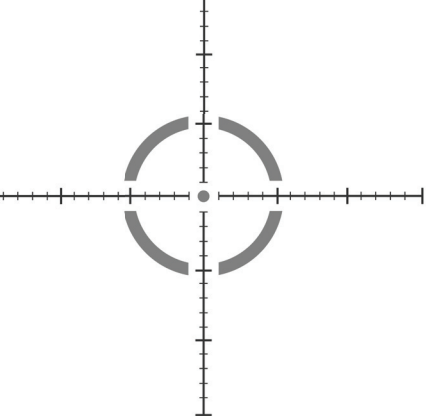
»Serine«, gurgelte er. »Ich hab was gefunden.«

Dewey wiegte Mackies Kopf in den Händen und blickte in die verblässenden grauen Pfützen seiner Pupillen. »Schon in Ordnung, Jim.«

Mit letzter Kraft ruckte Mackie mit dem Kopf vor und zurück. »Ich fand ...«

»Was?«, fragte Dewey.

»Sie. Auf der Bohrinself – sie sind hier.« Mackies Stimme erstarb. Seine Augen schlossen sich ein letztes Mal.



2

SAVAGE-ISLAND-PROJEKT NUNAVUT, KANADA VOR DER KÜSTE DER LABRADORSEE

Zwei Kontinente entfernt, über 6400 Kilometer weiter nördlich, verschmolz in einem abgelegenen kanadischen Grenzgebiet das Dröhnen der Turbinen von Nordamerikas größtem Wasserkraftwerk mit dem stürmischen Brausen des Windes zu einem überwältigenden Klangteppich.

Oben auf der Krone des gewaltigen Staudamms umklammerte ein einsamer Mann eine Zigarette und mühte sich ab, sein Feuerzeug in Gang zu bringen. Auf der rechten Brusttasche seines schweren patagonischen Winterparkas in leuchtendem Orange prangte ein gelber Aufnäher mit der Aufschrift WHITE. Links formte schwarzes Garn schlicht die Buchstaben KKB.

Es war bereits nach Mitternacht. Jake White stand am Rand des 900 Meter hohen Walls aus Granit und Stahl und blickte auf die finstere Labradorsee hinaus. Er zog an seiner Zigarette. Er rauchte zu viel, das wusste er, aber nachdem er so lange in diesem von ihm selbst erschaffenen Monstrum überlebt hatte, reichte sein Leben bereits für zwei Männer. Das Savage-Island-Projekt, seine kühnste Vision, hatte ihm einige schwere Rückschläge beschert, ihn allerdings nicht in die Unterwerfung gezwungen, sondern lediglich seine

Weltsicht von Grund auf verändert. Er hatte sich an diesen verzweifelten, einsamen Ort gekettet – einen Ort, den man nicht nach einer Niederlage ansteuerte, sondern nachdem man im Leben alle Ziele erreicht hatte und nichts mehr zu tun blieb.

Zwei Jahrzehnte lang hatte das Savage-Island-Projekt von ihm Besitz ergriffen. Eine Obsession, die seine Ehe zerstörte, die Beziehung zu seinen beiden Söhnen und jegliche Bindung an sein früheres Leben in Ohio.

Hier stand er nun, umgeben von Lärm. Dieser durchdrang die Luft mit einem stetigen Pulsieren, hervorgerufen durch metallische Reibung, und schwoll vibrierend ab und wieder an. Der Krach war überall. Ein Getöse, das entsteht, wenn man an einer Stelle, an der eigentlich nichts sein sollte, eine fast einen Kilometer hohe Wand aus Beton, Granit und Stahl errichtet, ein Ehrfurcht gebietendes Spektakel mit dem Zweck, endlose Wassermassen zurückzuhalten, die eigentlich ungehemmt fließen sollten. Dies war das ohrenbetäubende, unmenschliche Tosen des über die Natur triumphierenden Menschen, von Turbinen und Technologie. Der Lärm dessen, was man erschaffen muss, wenn man sich entschließt, eine Mauer zu errichten, deren einziger Zweck darin besteht, Gottes freie Wasser zu nehmen, um sie für die Gesellschaft zu nutzen. Um Strom zu produzieren, damit eine Firma daraus ihren Profit schlagen kann.

Es war das Dröhnen des Savage-Island-Projekts, des größten Wasserkraftwerks der Vereinigten Staaten, ein 12,5-Milliarden-Koloss, über zehn mörderische Jahre hinweg im Nunavut-Territorium im äußeren Nordosten Kanadas errichtet, mehr als 900 Kilometer vom letzten Außenposten moderner Zivilisation entfernt.

Das Savage-Island-Projekt erfüllte und überstieg Whites kühnste Erwartungen. Eine gewaltige, unerschöpfliche Quelle stetig erneuerbarer Elektrizität. Das Kraftwerk erzeugte ausreichend Energie, um einen Großteil des Ostens der USA

mit Strom zu versorgen. Ausreichend Energie, um den Bauherrn, KKB aus New York City, zur zweitgrößten Energiegesellschaft in Amerika zu machen.

White hatte die Idee zu Savage Island gehabt und zunächst von allen Seiten Ablehnung erfahren. Von seinem Bruder. Von seiner Frau. Von den Trotteln in der Firmenzentrale. Bloß Teddy Marks, damals ein junger leitender Angestellter bei KKB, hatte an ihn geglaubt und seine Chefs von dem Projekt überzeugt. Und jetzt war der Staudamm fertig. Marks war Vorstandsvorsitzender. Und die Trottel gab es nicht länger.

Und der Lärm umgab ihn von allen Seiten.

Als White so dastand, auf einem als Überwachungsplattform dienenden Stahlaufbau oben auf der Staumauer, warf er einen kurzen Blick hinter sich. Dort lag der Bereich, aus dem das Wasser in einem kontrollierten Strom abfloss, nachdem es eine der 200 düsentriebwerksgroßen Turbinen des Damms passiert hatte. Ein überwältigender Anblick, ganze 900 Meter oberhalb des von Menschenhand geschaffenen Hafens in der Tiefe. Seine Ufer säumte eine Anzahl kleiner, weißer Häuschen, die man für die 600 bei Savage Island fest angestellten Arbeiter und deren Familien errichtet hatte.

White wandte sich von dem ruhigen Gewässer unter seinen Füßen wieder dem aufgewühlten Meer zu. Ein erstaunlicher Gegensatz: hier das geordnete Tal, das sich hinter der Staumauer erstreckte, dort die wütende Labradorsee, deren Gischtkronen sich keine 15 Meter unterhalb des Podests am Granit des Damms brachen. Ebendieser Kontrast zwischen Mensch und Natur, ungezügelter Chaos und beherrschter Ordnung, hatte ihn vor gut 20 Jahren in einem Wachtraum heimgesucht.

Damals hatte er als Abteilungsleiter im Atomkraftwerk von Perry vor den Toren Clevelands gearbeitet. Er hielt seine Idee schriftlich fest, einen Monat nachdem er von einer Angeltour nach Nunavut, in der Nähe der Frobisher-Bucht,

zurückkehrte, einem brutalen, felsigen Küstenstrich am Rande der Labradorsee, die hinter dem als Lower Savage Islands bekannten Felsstreifen abrupt eine Kerbung nach Süden vollzieht, um ein einzigartiges, anderthalb Kilometer breites Rinnsal zu bilden. Auf eine Serviette hatte er seine Idee gekritzelt, als er an einem langweiligen, ereignislosen Arbeitstag in der Cafeteria beim Mittagessen saß.

Und nun war es Realität.

White schüttelte den Kopf, zog ein letztes Mal an seiner Zigarette und schnippte den Stummel in den Wind. Er erreichte das Ende des Granitwegs, der über die Dammkrone zum Eingang der Einsatzzentrale führte. Es war fast ein Uhr nachts. Er wollte noch einen letzten Blick auf die Leistungsdaten der Turbinen werfen, ehe er mit dem Aufzug nach unten fuhr, um zu seinem Häuschen in der Siedlung im Tal zu laufen.

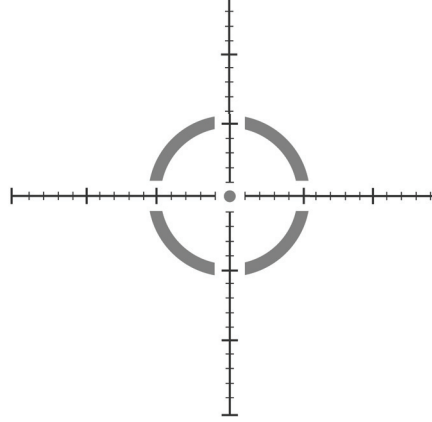
Als er die Hand nach dem Türgriff ausstreckte, trat jemand aus den Schatten. White blickte auf, im ersten Moment überrascht, als die dunkle Gestalt sich rasch an seine linke Seite bewegte. Eine Hand schoss nach vorn, zu schnell, als dass er darauf reagieren konnte. Er hatte noch nicht einmal begriffen, dass es sich um einen Überfall handelte.

Der Angreifer packte seine linke Hand. Mit geübtem Griff und präziser Kraftanwendung zerrte er ihm den Arm auf den Rücken und verdrehte ihn, bis Knochen brachen. White schrie, laut genug, um vorübergehend sogar das Getöse des Damms zu übertönen. Sofort legte sich eine behandschuhte Hand über seinen Mund und erstickte den Schrei. Der Mörder stieß White an den Rand der Staumauer, ließ den gebrochenen linken Arm los und packte ihn stattdessen am Bein. White versuchte, sich zu wehren, doch vergeblich. Der Mann hob ihn hoch. Mit einem Ächzen hievte er ihn aufs Geländer. Dabei glitt seine rechte Hand von Whites Mund.

»Nein!«, brüllte White und verrenkte sich beinahe den Hals, um einen Blick auf den Mann zu erhaschen. Mit seinem

unverletzten Arm versuchte er, sich irgendwo festzukrallen, doch die Hand fuhr ins Leere. Seine Gegenwehr brachte nichts. Im fahlen Licht sah er ein Gesicht. *Oh mein Gott!*, dachte er. Die Erkenntnis traf ihn im selben Augenblick, in dem er erkannte, dass er sterben musste.

Mit einem letzten Grunzen schob der Killer White an die Kante der Dammkrone und drängte ihn über den Rand. Wild brandete das Meer gegen die Staumauer, dicht genug, dass die Gischt beide Männer durchnässte. Der Mörder ließ White fallen. Hilflos schreiend stürzte der Mann, der Savage Island ins Leben gerufen hatte, in die wässrige Vergessenheit.



CAPITANA-TERRITORIUM

Am nächsten Morgen bereiteten sie Mackie für eine Seebestattung vor. Jeder wusste, wie die Sache lief. Er litt man an Bord von Capitana eine schwere Verletzung, brachten sie einen ins Krankenhaus nach Buenaventura, die dem Ölfeld am nächsten gelegene Stadt, mit dem Schiff eine Tagesreise entfernt. Starb man jedoch, nahm das Meer einen auf ewig in Besitz. Wenn man hier eingestellt wurde, unterschrieb man ein entsprechendes Dokument. Die Religion spielte keine Rolle; es gab keine besonderen Zeremonien, keine Einäscherung, keine speziellen Riten, wenn man an Bord von Capitana starb. Wenn man auf seinem Formblatt angab, dass man Familie hatte, schickte die Firma einen Brief nach Hause, dazu ein Monatsgehalt, das aufgelaufene Urlaubsgeld und einen »Ehrenbonus« in Höhe von 10.000 Dollar. So oder so blieb der Leichnam der dunklen Tiefe und den hungrigen Haien vorbehalten. So erging es einem, wenn man fast 500 Kilometer von jeglicher Zivilisation entfernt arbeitete.

Um sechs Uhr morgens wurde die Leiche von der Sanitätsstation aufs untere Deck gebracht, in eine grüne Plane gehüllt, fest verschnürt und anschließend mit Gewichten beschwert. Sie schleppten den Körper auf die Hebebühne, mit der die Barkasse herabgelassen wurde, ein Stahlgestell, das sich mithilfe einer Winde kippen ließ.

Dewey stieg durch den Treppenschacht runter aufs Deck, auf dem der Sonnenaufgang das Grau der Nacht vertrieb. Ein seltsam rötlicher Dunst lag in der feuchten Morgenluft. Vier Männer geleiteten den Leichnam zur letzten Ruhe. Drei waren Freunde von Mackie. Der vierte hieß Chaz Barbo und arbeitete als Arzt auf Capitana. Barbo hatte eine Ausbildung als Schweißer gemacht, dann aber sechs Monate an der medizinischen Fakultät von Grenada verbracht, bevor sie ihn rauswarfen. An Bord von Capitana reichte das, um ihn zur Autorität für alle medizinischen Fragen zu machen.

Dewey ging hinüber zu dem Leichnam und kniete sich neben das auf die Plane gepinselte Wort »Mackie«. Er hatte Jim Mackie gemocht. Er musste an Sally denken, die sich schon seit langer Zeit damit arrangieren musste, ihren Ehemann nicht um sich zu haben. Trotzdem würde sie sein Tod fertigmachen. Dewey stand auf und musterte Mackies Freunde.

»Möchte einer von euch etwas sagen?«, fragte er.

Erin Haig trat vor. Er war ein Bohrmeister mit riesigen, haarigen Händen, genauso beliebt wie Mackie. Normalerweise setzte er für seine Kumpel ein sorgloses Lächeln auf. Heute wirkte seine Miene finster, starr wie Stein.

Er kniete sich neben den Leichnam seines Freundes. »Du wirst uns fehlen, Jim. Gott beschütze dich auf deiner Reise. Amen.«

»Was ist mit euch?«, wollte Dewey von den übrigen Männern wissen.

Sie schüttelten die Köpfe.

Er wandte sich zu Barbo und nickte.

Barbo griff nach oben und kurbelte an der Winde.

Dewey blickte hinauf. Auf dem Hauptdeck drängten sich die Männer an der Reling. Manche kamen von der Nachtschicht, andere meldeten sich gerade zur Tagschicht. Das kam ihm gelegen. So wollte er es haben. Er hielt es für wichtig, dass die Männer an Bord von Capitana begriffen, welche Folgen es hatte, wenn Hassgefühle überkochten.

Man brauchte kein erfahrener Kolonnenführer zu sein, um zu merken, dass die Spannungen an Bord der Bohrinself wuchsen. Ein Vorfall wie dieser brachte rivalisierende Fraktionen hervor, und Dewey machte sich Sorgen, dass das zu weiterem Blutvergießen führte.

Mackies Leichnam geriet ins Rutschen, schlitterte abwärts und glitt sanft ins Wasser.

Wortlos machte Dewey sich auf den Weg zurück zur Treppe und stieg zur Hauptplattform hinauf. Dort ging er in die Cafeteria, um zu frühstücken: eine Schale Rosinenmüsli mit Bananenscheiben. Er aß zügig, trank dann ein Glas Orangensaft. Als er aufstand, um zu gehen, sah er, dass Barbo mit einem Becher Kaffee an einem der anderen Tische saß. Er winkte ihn zu sich, um mit dem Mann zu reden.

»Wie geht es Serine?«, erkundigte sich Dewey.

»Sein Zustand hat sich verschlechtert. Ich dachte, die Ruhe würde ihm helfen, aber anscheinend hat es ihn am Kopf erwischt. Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.«

»Ruf über Funk einen Helikopter. Ich komme in ein paar Minuten vorbei, um nach ihm zu sehen.«

Dewey verließ die Kantine und lief zur Hauptplattform, um sich mit seinen Vorarbeitern zu besprechen.

Zum Zeitpunkt der Konstruktion hatte es sich bei Capitana um die größte Offshore-Ölplattform der Welt gehandelt, so lang und breit wie ein Fußballfeld. Mittlerweile hatte die staatliche chinesische Ölgesellschaft Sinopec in den Gewässern vor Schanghai eine fast dreimal so große Anlage errichtet. Doch was die Förderung anging, stellte Capitana die Chinesen nach wie vor in den Schatten.

Abgesehen von dem ausgedehnten Wohnbereich, der in der Mitte der Plattform angesiedelt war und »Hotel« genannt wurde, wies der Grundriss keine Besonderheiten auf. Etwa alle 15 Meter ragten Rohre aus dem Meer. Um jeden der Anschlüsse kümmerte sich eine Gruppe von jeweils sechs Mann. Das Öl floss durch die am Meeresboden verlegten

Rohrleitungen zur Pumpstation, anschließend durch die Hauptleitung, die sich direkt unter der Wasseroberfläche zu einem Leitungsnetz verzweigte. Sobald der Durchfluss die Plattform erreichte, musste er kontrolliert und zu einem der 40 bereitstehenden Anschlüsse umgelenkt werden. Von dort floss er zur Lagerung in eines der großen Schuten, bis das Erdöl schließlich in einen Tanker verfüllt und abtransportiert wurde. Eine einfache, monotone und anstrengende Arbeit.

Dewey machte die Runde, ging ganz um die Bohrinself herum und überprüfte die Förderstatistiken der vorhergehenden Nacht, die an jeder Station auf einem Monitor angezeigt wurden. Auf seinem Weg um die Plattform stellte er fest, dass seine Männer hart arbeiteten. Heute Morgen schienen mehr Augen als sonst nervös in seine Richtung zu blicken; eine unsichere, angespannte Nachwirkung der tödlichen Auseinandersetzung.

Er blieb stehen, um mit Jonas Pierre, einem seiner Vorarbeiter, zu reden. Der blonde junge Bursche stammte aus Chico in Kalifornien. Pierre hatte in der Navy gedient, fünf Jahre an Bord der *USS Howard*. Hochgewachsen und kräftig. Ein zäher Bursche. Dewey vertraute Pierre.

»Was für eine Nacht!«, sagte Pierre.

»Ja, schlimm«, erwiderte Dewey. »Wie geht's deinen Leuten?«

»Schon okay. Ich musste ein paar Kerle verwarnen, die den Mund zu voll genommen haben.«

»Mackies Männer?«

»Nein. Victor und einer der Saudis. Diese verfluchten Araber, ich kann's dir sagen!«

»Pass auf, was du redest«, meinte Dewey. »Genau solche Sprüche führen dazu, dass irgendwann wieder jemand ein Messer zieht.«

Pierre nickte und drehte sich zur Seite.

»Hol Lindsay, er soll auf deine Station aufpassen. Ich brauch dich in zehn Minuten in meinem Büro.«

»Verstanden.«

Dewey ging zur Krankenstation. Serine lag bewusstlos in einem der Betten. Quer übers Gesicht trug er einen riesigen Verband, der bereits so durchnässt war, dass ihm das Blut über die Wangen floss und aufs Kissen tropfte.

Dewey zog die Bettdecke weg. Der gebrochene Arm des Jungen war provisorisch eingegipst. Nicht anders als das Kopfkissen triefte auch seine Kleidung vor Blut. Er beugte sich zum Ohr des Patienten hinab.

»Serine«, sagte er leise. »Wach auf!«

Keine Antwort.

Dewey beugte sich näher. Er schob Serines Augenlider zurück. Keine Bewegung, keine Reaktion. Er griff nach der Haut am Hals des Jungen und kniff fest hinein.

Serine zuckte zusammen und stöhnte. Ein tiefer, zäher, kehliger Laut. Er öffnete die zu schmalen Schlitzten verengten Augen.

»Worum habt ihr euch gestritten?«, wollte Dewey wissen.

Serine starrte ihn schweigend an.

»Worum ging es bei dem Streit?«, fragte er noch einmal und beugte sich noch näher heran. Serine schloss die Augen.

Barbo betrat das Zimmer.

»Hast du den Helikopter angefunkelt?«

»Ja. Noch anderthalb Stunden.«

»Du solltest seinen Verband wechseln und ihm was Frisches anziehen. Herrgott, alles ist voller Blut.«

»Ich hab den Verband schon vor einer Stunde gewechselt. Aber ich mach es noch mal.«

Dewey ging übers Deck in sein Büro zurück.

Dort erwartete ihn wie verlangt Pierre. Wie alle Männer an Bord von Capitana war Pierre von der Sonne gebräunt, seine Kleider, Gesicht und Haare waren von einer dünnen Öl- und Schlammschicht bedeckt.

»Was hältst du von der Sache?«, fragte Dewey.

»Es wird noch mehr Blut fließen«, meinte Pierre. »So eine angespannte Stimmung habe ich noch nie erlebt.«

»Sind Mackies Männer auf Rache aus?«

»Ja. Und Serines Freunde ebenfalls. Sie haben sich verbündet.«

»Deshalb brauche ich deine Hilfe, um den Frieden hier draußen zu wahren. Wir müssen dafür sorgen, dass keine der beiden Gruppen aus der Reihe tanzt. Beide Parteien müssen sich so lange beruhigen, bis ich ein paar von ihnen per Schiff wegbringen lassen kann. Lass mich Mackies Männer übernehmen. Ich weiß, wie man mit ihnen umspringen muss. Sie könnten etwas planen, um sich zu rächen, aber das kriege ich unter Kontrolle. Dich brauche ich für Serines Leute. Du musst sie hart rannehmen.«

»Was heißt ›hart‹?«

Dewey stellte seinen Kaffee ab.

»›Hart‹ heißt, dass du deine Fäuste einsetzt, selbst wenn Worte ausreichen. Hock dich beim Abendessen an ihren Tisch, und wenn einer den Mund zu weit aufreißt, sperr ihn ein. Das meine ich mit ›hart‹.«

»Ein paar von den Mistkerlen besitzen Messer. Das hast du doch gesehen. Eins davon wurde Mackie in die Kehle gerammt.«

»Wenn wir versuchen wollten, alle Waffen hier draußen loszuwerden, müssten wir die komplette Förderung für zwei Tage einstellen. Und die Kerle, die wir eigentlich entwaffnen wollen, dürften genau diejenigen sein, denen es gelingt, ihre Waffen vor uns zu verstecken. So läuft's doch immer. Hast du selbst ein Messer?«

»Nein.«

Aus einer Schreibtischschublade zog Dewey eine riesige Scheide, in der ein Gerber-Kampfmesser mit einer 20 Zentimeter langen, fest stehenden Klinge steckte. Das Heft war mit schwarzem Hockey-Tape umwickelt. Die zweischneidige Klinge wies Sägezähne auf beiden Seiten auf, um

größtmöglichen Schaden anzurichten, wenn man jemandem das Messer erst einmal in den Leib gestoßen hatte. Auf der einen Seite prangte in Schreibschrift die Gravur U.S.A.R., auf der anderen stand in Großbuchstaben: GAUNTLET.

»Hier!« Dewey reichte Pierre das Messer. »Ich will's wiederhaben.«

»Special Forces, richtig?«

»Ja!«, sagte Dewey. »Benutze es, wenn es sein muss. Ziel auf die Gliedmaßen. Ich will keine weiteren Toten hier draußen.«

»Welche Abteilung?«

Dewey zögerte. »Erst Rangers, dann Delta. Aber das ist lange her.«

»Delta Force? Das wusste ich nicht. Wofür steht ›Gauntlet‹?«

Dewey blickte auf das alte Messer hinab. Es war die Waffe, die er womöglich am meisten schätzte, mehr als jedes Gewehr, das er je besessen hatte. Und zwar aus eher sentimental Gründen. Er konnte sich nicht mehr an alle Gelegenheiten erinnern, bei denen es zum Einsatz gekommen war. Er hatte es zu häufig benutzt. Im Dschungel von Panama hatte er einer Lanzenotter damit den Kopf abgehackt, die Giftdrüsen entfernt und den Rest als Mahlzeit mitgenommen. In Südfrankreich hatte er während seiner Flitterwochen eine Scheibe von einem am Straßenrand erstandenen Stück Käse abgeschnitten. Und in einem Bungalow mit Seeblick an der thailändischen Küste tötete er damit in einer Nacht- und Nebelaktion einen iranischen Diplomaten, während die Frau des Mannes seelenruhig weiterschlieft und sich im Zimmer nebenan ein kleines Wachkommando mit Automatikwaffen aufhielt.

Er hatte sich das Messer vor fast 15 Jahren verdient. In der letzten Woche der Delta-Ausbildung. Wie jeder Delta weiß, geht es in der letzten Woche ums Ganze. Die ultimative Herausforderung – ein Riesenspaß, wenn man unter Spaß einen Absprung aus dem Hubschrauber in Baumwipfelhöhe

versteht, dann 30 Kilometer durch den Wald laufen und zum Abschluss noch ein paar Stunden Nahkampf Mann gegen Mann. Die Tortur wurde von den Soldaten *Gauntlet* genannt. Spießrutenlauf.

Sie setzten dich mit einem Team mitten im Wald ab, einen Trupp Deltas, alles in allem 16 Mann, über 60 Kilometer von Fort Bragg entfernt. Einen nach dem anderen, per Fallschirm. Das Ziel bestand darin, sich ins Fort zurückzukämpfen. Es gab nur ein einziges Problem: eine ganze Brigade gewöhnlicher Armeesoldaten, insgesamt knapp 3.000 Mann, die zwischen einer Handvoll Deltas und dem Ziel standen.

Dewey wusste, dass sie einen damit zurechtstutzen wollten. Um das zu kapieren, brauchte man kein Genie zu sein. Noch nie hatte ein Delta den Spießrutenlauf überstanden. Damit wollten sie einem beibringen, dass es – ganz egal für wie schlau oder zäh man sich hielt – immer noch so etwas wie eine Übermacht gab. Aber nur, weil sich jede Wahrscheinlichkeitsrechnung gegen einen verschwor, hieß das noch lange nicht, dass man einen Delta davon überzeugen konnte, dass er keine Chance hatte.

An jenem Tag sprang Dewey aus einem niedrig fliegenden Hubschrauber ab und landete dicht am Wipfel einer riesigen Kiefer, an deren Stamm er zum Waldboden hinunterkletterte. Zu Fuß folgte er keineswegs allen anderen, sondern machte sich exakt in die entgegengesetzte Richtung auf den Weg, über Mount Greeley durch die dichten, unbesiedelten Nadelwälder mitten im Nirgendwo von North Carolina. Bragg lag im Westen; also ging er nach Osten. Abgesehen von einer 15-minütigen Pause, um sich auszuruhen, blieb er die ganze Nacht hindurch in Bewegung.

Kurz nach Sonnenaufgang trat er durch eine dicht stehende Baumgruppe und fand sich am Rand eines sauber abgemähten Felds wieder. Er ging zum Farmhaus und fragte den ergrauten Besitzer, ob er ihn wohl nach Bragg fahren könnte. Der Farmer, der kaum ein Wort sprach, brachte Dewey die

gut 160 Kilometer zurück zum Fort. Als Dewey eintraf, war die Truppe vollkommen überrascht. Alle anderen hatten sie innerhalb der ersten sechs Stunden geschnappt. Einige hielten Dewey bereits für tot.

Dewey galt seitdem als Legende: der einzige Delta, der den Spießbrutenlauf je überstanden hatte.

Ein paar engstirnige Mistkerle vertraten die Meinung, er habe gegen die Regeln verstoßen, aber das war genau der Punkt: Im Krieg gab es keine festen Regeln. Das Messer hatten ihm seine Kameraden aus der Rekrutenklasse als Zeichen ihres Respekts für den Einzigen, der durchgekommen war, geschenkt.

Dewey ging nicht auf Pierres Frage ein. »Gehen wir da raus und bereiten dem Ganzen ein Ende!«

Pierre schnallte das Messer an seinen Gürtel und wandte sich ab, um zu gehen.

»Hat Serine irgendwelche Freunde, denen du vertraust?«, fragte Dewey, während er die Hand nach dem Türgriff ausstreckte.

»Nein«, antwortete Pierre. »Das sind alles Ratten.«

»Nicht einen?«

»Na ja, einen vielleicht, Esco. Er ist schon 'ne Weile hier.«

»Esco, gute Idee.«

»Was passiert jetzt mit Serine?«, wollte Pierre wissen. »Warst du bei ihm?«

»Er ist ein zäher Bursche«, sagte Dewey. »Der Hub-schrauber ist hierher unterwegs, um ihn ins Krankenhaus nach Buenaventura zu bringen.«

Dewey ging wieder an Deck und sprach mit jedem seiner Vorarbeiter einzeln, ermahnte sie, die Männer hart arbeiten zu lassen, sie heute richtig auszupowern und die Augen nach weiteren Schlägereien offen zu halten.

Er kehrte in die Krankenstation zurück und fand Serine erneut bewusstlos vor.

»Dauert es noch lange, bis der Hubschrauber eintrifft?«, wollte Dewey wissen.

»Bald«, meinte Barbo. »Höchstens eine halbe Stunde.«

»Wenn er da ist, helfe ich dir, Serine zum Landeplatz zu tragen.«

Dewey ging ins Büro zurück und setzte sich an seinen Computer. Er lehnte sich nach vorne und vergrub das Gesicht in den Händen. Er überlegte, ob er eine E-Mail nach Dallas schicken sollte, doch wer wusste schon, auf welche Ideen die Zentrale kam, wenn er berichtete, was letzte Nacht geschehen war. Die Behörden einschalten, vielleicht sogar Capitana stilllegen – für ein paar Tage, eine Woche, einen Monat? Wegen eines Todesfalls infolge einer Schlägerei, eines sinnlosen Streits zwischen zwei leicht zu ersetzenden Arbeitern in internationalen Gewässern in der Mitte von Nirgendwo? Nein, Dewey musste erst einmal die Füße stillhalten und das Feuer selbst löschen.

Mackies Worte gingen ihm durch den Sinn. Pierre hatte recht. Er würde mit Esco reden. Unter den Raubeinen an Bord galt er als so etwas wie ein Veteran. Um die 40, alt für jemanden, der auf einer Bohrinsel arbeitete. Seit fast fünf Jahren befand er sich hier auf Capitana. Ein angenehmer, gemüthlicher Zeitgenosse, der mit jedem zurechtkam. Wenn jemand helfen konnte, dass Serines Kumpel nicht aus der Reihe tanzten, dann Esco.

Unterdessen musste Dewey dafür sorgen, dass Mackies Freunde sich ruhig verhielten. Sie wirkten aufgebracht und wollten wahrscheinlich Rache. *Haig könnte möglicherweise helfen, den Frieden zu wahren*, überlegte Dewey. Er nahm sich vor, mit ihm und Esco zu reden, nachdem der Hubschrauber Serine weggebracht hatte.

Dewey schloss die Augen, während sich die Sorgen in seinem Kopf überschlugen. Er lehnte sich im großen Sessel zurück und rieb seine Schläfen, als die Tür zum Büro aufgestoßen wurde. Pierre tauchte auf.

»Du solltest besser kommen«, sagte er. »Es geht um Serine.«

Dewey folgte ihm eilig über die stählerne Plattform. Ein paar der Männer blickten auf und machten Anstalten, sich ihnen anzuschließen.

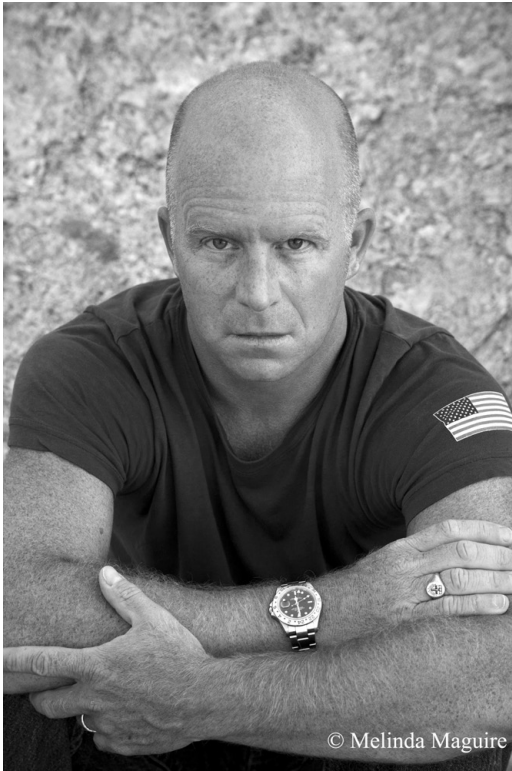
»Zurück an die Arbeit, Jungs«, herrschte Dewey sie an. »Tut, was ich sage!«

Er betrat die Krankenstation.

»Ich habe nichts angerührt«, sagte Barbo. »So habe ich ihn gefunden.«

Dewey starrte auf das Bett. Serines Hemd, Gesicht und Hose, Bettzeug, das Bett selbst – alles voller Blut. Inmitten der Schweinerei ruhte die rechte Hand des jungen Mannes auf seiner Brust, die Finger umklammerten das Heft eines Messers. Die Klinge war in sein Herz eingedrungen. Die Schnittwunde schien noch ganz frisch zu sein. Sie hatte noch nicht aufgehört zu bluten.

»Funk den Helikopter an«, sagte Dewey. »Wir brauchen ihn nicht mehr.«



www.bencoes.com

Der amerikanische Bestsellerautor Ben Coes begann seine Karriere im öffentlichen Dienst, arbeitete im Weißen Haus unter den Präsidenten Ronald Reagan und George Bush. Später schrieb er u. a. Reden für den texanischen Öl-Milliardär T. Boone Pickens. Ben lebt heute in Boston mit seiner Frau und vier Kindern.

Ben Coes bei FESTA: *Power Down – Zielscheibe USA*